

**Zeitschrift:** Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

**Band:** 5 (1866)

**Artikel:** Die Waldgräber zu Unter-Lunkhofen

**Autor:** Rochholz, E.L.

**Kapitel:** 11: Zeitalter und Race der hier Bestatteten

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-3539>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

zelnien durchschnittlich per Stück 1,46 Gramm und sind damit ungefähr einem deutschen Denar an Gewicht gleich; während obiges Ringgeld no. 6 mit 0,33 Gramm ungefähr einem Viertelsdenar entspricht. Somit mag dieses „Plattengeld und Ringgeld“ entweder mit Rücksicht auf das Gewicht des Denars gemacht sein oder dessen Gewicht sogar vorbestimmt haben, wir gelangen durch ihren Fund zum Beginn einer geschichtlichen Zeit. Im Lunkhofner Grab gehören sie zu der Kriegerleiche, die hier rituell beerdigt gelegen hat. Das Grabalter also war's, das dies Ringgeld besass. Damit wird die erste chronologische Bestimmung über das Alter des Lunkhofner Grabfeldes gewonnen. Römisches Geld findet sich dorten nicht, die Ringmünze geht also der römischen Scheidemünze hier zu Lande voraus. Jene tritt hier aber zugleich mit dem Eisen und Glas auf. Diese Kriegerleiche gehört also dem ersten Eisenzeitalter an, das sich bis vor Christi Geburt erstreckt.

## 11. Zeitalter und Race der hier Bestatteten.

Erwogen nach der Landessage von den Erd- und Wassermännern des Zergenvolkes.

Jener bronzenen Handgelenkring, ein geschlossener Vollguss, festsitzend um den Vorderarm der Kriegerleiche (no. 29 des Fundverzeichnisses), hält in seinem lichten Durchmesser genau 5,4 Centimeter, während das Handgelenk eines heutigen Europäers stets seine 6 Zoll misst. Ebenso halten die beiden Handgelenkringe der verbrannten Frauenleiche (no. 31 des Fundverzeichnisses) die gleichen 5,4 Centimeter inneren Durchmessers, aber ein Handgelenk selbst feingliedriger Frauen unserer Race wird immer seine 5 Zoll Durchmesser betragen. Da nun diese drei Bronzeringe geschlossener Vollguss sind, keine Vorrichtung haben, sie zu öffnen, also nicht anders getragen werden können, als indem man sie über die Handbreite an's Gelenk zurückzieht, so können die hier bestatteten Männer und Frauen bei der Kleinheit ihrer Gestalt und Gliedmaße dem indogermanischen Stämme nicht angehören; und da zu diesem ebensowohl Germanen als Kelten sprachgeschichtlich gestellt werden müssen, so können jene auch nicht zum Keltenvolke, anthropologisch aber überhaupt nicht zu einem der Völker gezählt werden, die jetzt noch in den culturfähigen Breitengraden unsers Welttheiles sesshaft sind. Gleichwohl hat dieses unbekannte Geschlecht

Europa einst von den Alpen bis in den Hochnorden inne gehabt. Dies ergiebt sich unleugbar aus dem gleichen Masse jener Armmringe und Waffengriffe, die man im Süden und Norden den Pfahlbauten und Hügelgräbern enthebt und die noch überdies durch dieselbe Gemeinsamkeit spiralförmiger Verzierung, durch dieselbe Metallmischung, durch dieselbe Würde und Strenge des Stils als die ältesten Kunsterzeugnisse der Bronzezeit anerkannt sind. Der Griff solcher Schwerter und Dolche ist durchschnittlich nicht über  $2\frac{1}{4}$  Zoll lang und kann von einer gewöhnlichen Männerhand höchstens mit drei Fingern gefasst werden. Bronzeschwerter dieses schmalhändigen Geschlechtes finden sich, wenn wir nur unserer nächsten Umgebung gedenken wollen, in den Alterthums-Sammlungen zu Bern, Lausanne, Neuchâtel und Zürich. Der Handgriff des im Neuenburger Museum liegenden Bronzeschwertes, das aus dem Pfahlbau von Concise stammt, misst nur 7 Centimeter. (Desor, Pfahlbauten, deutsche Ausgabe 1866, pag. 65.) Ja sogar *Eisenschwerter*, mit Griff und Klinge aus einem Stück geschmiedet, zeigen noch denselben kurzen Handgriff, „so dass eine nur mässig breite Manneshand zwischen den als Wehren vorspringenden Buckeln des Griffes und dem Schwertknopfe nicht Platz findet und die Art der Führung dieser Waffe räthselhaft wird.“ Ferd. Keller, Heidengräber 88. Damit sind auch jene wohlfeilen Einwendungen abgewiesen, dass man diese engen Gelenkringe schon in erster Kindheit und auf Lebenslänge angelegt haben werde, oder dass den Leuten auch die Praxis unserer Taschendiebe eigen gewesen sein könne, die sogar aus den polizeilichen Handschellen heraus zu schlupfen verstehen. Der typisch kurze Griff der Waffe ist das Entscheidende, und sein durchgängig gleiches Mass weist zugleich den andern Einfall zurück, diese Waffen möchten etwa Kinderland gewesen sein, wie die Nürnberger Blechsäbelchen, oder Votivstücke, oder gar symbolische Ehrensäbel, wofür sie Keferstein hält, Kelt. Alterth. 1, 329.

Doch wie nun diese vorgeschichtliche Race bestimmen und woher Rethes erhalten? Aus dem ethnographischen Inhalt der Sage. Unsere Sage ist, wie unser Alterthum und unser Nationalepos, frei von willkürlicher Erdichtung und unangesteckt von Theorien. Sie nimmt den Faden der Geschichte da auf, wo er in den Annalen abbricht. Aus der richtigen Würdigung der Sage hat die deutsche Archäologie selbst erst recht eigentlich ihren Ursprung genommen, jene hatte ja die Gräber und Alterthümer unsers Bodens voraus entdeckt und zubenannt, ihr glaubend

sind sie dann wirklich entdeckt und von der Wissenschaft seither in Besitz genommen worden. So hat die Sage den Menschen unserer Gegenwart mit dem der Urzeit in einen tausendfältigen Zusammenhang gesetzt. Schon von den beiden Sammelwerken der Aargauischen Sagen und der Naturmythen (beide werden hier fortan unter der Abkürzung AS. und NM. angeführt) war ein solcher pragmatischer und antiquarischer Gehalt der Mythe nachgewiesen worden. Denselben nun auch mit dem Lunkhofner Fund in Zusammenhang zu stellen, dazu ermuthigte uns besonders der Wunsch eines namhaften Forschers. Professor Desor war nämlich bei seiner fortgesetzten Ausbeutung der Pfahlbauten des Neuenburger Sees auf den Gedanken geleitet worden, ob die immer gehäuftere, von der Historie jedoch ohne Auskunft gelassene Frage über das Geschlecht der Stein- und Erzzeit nicht auch einmal an die Sage gerichtet werden könnte, und in diesem Sinne hat derselbe brieflich folgende Meldung hieher gemacht:

„Die in unserm See in der Station La Tène, einer Untiefe am untern See-Ende, gefundenen Geräthschaften weisen unzweifelhaft auf einen gallischen Stamm hin. Aus den miterhobenen Münzen scheint sich zu ergeben, dass solche so ziemlich in die Zeit der helvetischen Auswanderung unmittelbar vor Cäsar fallen. Ferner hat sich mitten unter Geräthschaften eine wohl erhaltene Münze von Claudius gefunden, woraus man schliessen könnte, dass diese Pfahlbauten aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die römische Kaiserzeit fortgedauert haben, was durch eine ähnliche Wahrnehmung im See von Bourget bestätigt wird, wo man mitten unter den Pfählen der Station Châillon ein Gefäss mit römischen Münzen gefunden hat. Da nun dadurch diese Pfahlbauten in ihren letzten Stadien uns viel näher gerückt erscheinen, so habe ich mich gefragt, ob sich denn in den Sagen und Ueberlieferungen nicht irgend ein Nachklang finden liesse, den man auf diese früheren Wohnsitze auf dem Wasser zurückführen könnte? Darüber Bescheid zu geben, ist gewiss der Herausgeber der Aargauischen Sagen im Stande.“

Ich erörtere daher im Nachfolgenden die sagenhaften Volksinnerungen, die über den Menschen der Steinzeit und der Pfahlbauperiode handeln, und führe dieselben bis an den Beginn der historischen Zeit. Dabei wird zur Erklärung der Abkunft unserer Lunkhofner Grabhügel folgendes Programm festgehalten:

1. Die Urrace der Pfahlbauer hat den Grossen Heidenhügel angelegt; Erweis: die Steinkugeln, der Steinteller.

2. Das Geschlecht der Bronzezeit hat den Bau dieses Hügels fortgesetzt; Erweis, ausser dem Schädel- und Skelettypus: die Ringmünzen mit ihrer zink- und bleifreien Bronze.
3. Die Eisenzeit hat den Hügel geschlossen; Erweis: die eiserne Radschiene.

Coordinirt sich die vorhandene Sage dieser angegebenen Ordnungsfolge zwanglos, so leistet sie eben das ihr Zugemuthete und bewährt sich als eine brauchbare Quelle für die Geschichte des grauen Alterthums. Wie man das grobe Gestein chemisch auf seine Bestandtheile untersucht, so folgt hier zuerst eine sprachliche Analyse der ältesten Namen des Zwergenvolkes, die selbst sprachliche Petrefakte der von ihnen repräsentirten Steinzeit sind. Mit einer bis heute ausdauernden Gedächtnisskraft schildert die Zwergensage das Dasein der primitiven Menschenrace, deren Gestalt, Körperfarbe und Tracht, deren Wasser-, Höhlen-, Hügelbauten und Artefakte. Den Untergang dieses Geschlechtes setzt die Sage übereinstimmend als eine historische Thatsache fest, die zu Folge der dabei angegebenen besondern Umstände in der Periode der ersten Eisenzeit eingetreten ist.

Um zu diesen Ergebnissen vorzudringen, ersuchen wir den Leser, uns durch einige linguistische und mythologische Erläuterungen hindurch begleiten zu wollen.

Da alle Urbevölkerung ohne Wissen über ihre Herkunft ist, so ist es ihr gemeinsamer Glaubenssatz, sie sei aus dem Boden, den sie inne hat, selbst entsprungen und autochthon, und diese Grundlehre der Urreligionen, die von der passiven Race übergeht auf die active, von den unterdrückten oder verdrängten Völkern auf die Unterdrücker und Eroberer, lautet einmuthig: der Weltschöpfer, dessen ursprünglichstes und gediegenstes Werkzeug der Stein gewesen, habe aus demselben auch den ausdauernden Menschen geschaffen. In der Entwicklungsgeschichte der Menschheit liegt es als ein Gesetz der Nothwendigkeit, dass wir alle Völker, edle und unedle, fortschreitende und stillstehende, an dieser Lehre Theil nehmen sehen, und zwar um so bestimmter, je älter sie sind oder je weiter zurück der Einblick reicht in ihre Mythe und Sprache. Wer eine solche Tradition all zu geistlos nennen will, der übersieht, dass der Gebrauch des Steines dem Menschen geschlechte zur allerersten Lebensbedingung, zur Gewinnung des Feuers verhelfen musste. Diesen Hergang und was sich zunächst daran knüpft, schildern uns die Mythen.

Die Zwerge der Edda entstehen aus dem Erdleibe des erschlagenen Urriesen und werden „die Steinentstiegenen“ geheissen. Ihr Geschäft ist, die Waffe des Donnergottes zu schmieden, den Hammer, und der dabei besonders betheiligte Zwerg heisst davon Sindri, d. h. der Feuerstein. Diese Anschauung geht durch die Sprachen der alten und der neuen Welt. Im Frickthaler Jura hört man rund durchlöcherte Steine Strahl, d. i. Blitz nennen. Die afrikanischen Neger vom Akra-Stamme zeigten dem Reisenden Bosmann einen Stein vor, den sie für ein Ueberbleibsel des Blitzes hielten und Donnerkeil nannten. Klemm, Kult.-Gesch. 3, 359. Die südamerikanischen Waldindier vom Botokuden-Stamme nennen die Steinaxt aus Nephrit Caratú, die Brasilianer Corisco, Donnerkeil, weil sie glauben, dieser Grünstein falle bei Gewittern vom Himmel. Brasilianische Reise des Prinzen Max v. Wied 2, 35. Findet der Schotte solche Steinbeile, so schreibt er sie den Zwergen zu und nennt sie darum elfflint, Flinsstein der Elben; elfbolt, Zwergenbolzen. Grimm, Myth. 429. Irische Elfen-M. XLV. Der Name des polnischen Hausgeistes Iskrycki bedeutet Feuerstein und Funke (Myth. 480), wie die in den Bergrunsen Vorarlbergs und Tirols hausenden Erdmännchen Fenggen, Rutschifenggen und Fankerln heissen, nach den aus dem abrutschenden Gestein fahrenden Feuerfunkeln. Hier wohnen sie zugleich an Tischen und Bänken aus Marmelstein im Rutschifenggaloch, und zu Saas in Graubünden empfängt man auch die kleinen Kindlein aus einem solchen Fäkenstein. Vonbun, Beitr. 51. 61.

An diesem aus dem Stein geschlagenen Prometheus-Feuer entwickelt sich die ganze Geschichte des primitiven Haushaltes, von der Niederlassung an bis zum Familien- und Gemeindewesen. Der auf dem Tegerfeldner Ruckfelde hausende Zwerg heisst Hans Hauenstein und betreibt schon die Zucht des Schmalviehes. In der Zwerghöhle zu Effingen (AS. 1, no. 185) zeigt man Thüre, Tagloch, Tisch, Sitzbank und Backtrog, alles von den Wilden Frauen mühsam in Stein gehauen; ein nächster Spitzfels mit rundlichem Steinklotz dabei hat ihnen als Kunkel und Spinnwirtel gedient. Dies erinnert an die von Homer genannte Bucht von Ithaka, wo einst die Nymphen eine heilige Grotte bewohnt hatten, in der noch ihre Krüge und Webstühle zu sehen sind, jedoch alles aus Stein gemacht. In der deutschen Sage haben diese „Felsenjungfrauen“ bis jetzt ausgedauert (Naturmythen 164), und ihr Sagenkreis reicht vom Berner Simmenthale bis an die nordslavische Sprachgrenze. Am kurischen Ufer der Düna bei Stabben nennt der Lette einen

ragenden Felsen das Felsenmütterchen, und das Volkslied, zu lesen in Kruse's Ehstnischer Urgeschichte 170, singt von ihr, sie webe in ihrer Höhle Brautschleier und helfe den von der Adelsherrschaft überbürdeten Spinnmägden bei der Lichtarbeit nach. Sogar ein steinernes Salzfass will man in der bei Laufenburg liegenden Zwergenküche mit ausgegraben haben (NM. 110), wie man in der Erdmännchenhöhle bei Gippingen am Fullerfelde die steinernen Kornquetscher wirklich auffand, mit denen die Zwerge die vom Halm gerauften Aehren ausgekörnt haben sollten (AS. 1, 281). Auch eine kleine Gattung von Sand- und Roggensteinen, die sich durch ein zirkelrund ausgewaschenes Loch auffällig macht, wird allenthalben für die Quetschmühle des Zergenvolkes angesehen; man nennt sie in Schweden *aelfquarnar*, Elbenmühle, in England *holy- und holedstones*, in Schottland *elfmills*, bei uns nach dem Namen des gespenstischen Schrattes und Toggelis Schrätel- und Toggelistein. Oertliche Felsen und Waldklüfte nennt man Heidenküche und Ofen, weil hier die Zwerge abgekocht und Brod gebacken haben (AS. 1, 336. NM. 123), und die dabei entdeckten irdenen Todtenurnen gelten als Zergentöpfe. Da man bei solchen Felsblöcken alte Aschenplätze findet, so erzählt man von einem derartigen im Gademer Thale (Wyss, Bern. Oberland 320), die Wildheuer hätten den Felsstein heimlich glühend werden lassen und hierauf die Kohlen wieder weggefegt, bis das kleine Volk, das hier zu rasten pflegte, sich jämmerlich das Gesässe verbrannte; also genau so, wie es vom Erdmännlistein bei Wohlen heisst, in seiner Kluft habe man die Zwerge lebendig verbrannt. AS. 1, pag. 290. Im südwestlichen Deutschland heissen derlei Waldfelsen der Wilden Frauen Gestühl, der Wilden Frauen Haus; vgl. Wolf, Hess. Sag. 86. Wie altgeschichtlich und dokumentirt manchmal ein solcher Localname sein mag, dies ergiebt sich aus der Markbeschreibung des Klosters Salmünster, wo eine Grenzbestimmung lautet: *ad domum uildero uuibo usque ad Delebrunno*. K. Roth, Kl. Beitr. München 1852. 1, 231. Gelten dieserlei erratische Blöcke oder Burgfelsen als die von Wilden Männern und ihren Weibern häuslich eingerichteten Wohnplätze, so ist es ein geringer Schritt, sie auch zu den Geburtsstätten zu machen, aus denen das Zergen- und das Menschengeschlecht zusammen immer neu hervorgeht. Als diese Vorrathskammer von noch ungebornen Kinderseelen heisst man sie Titisteine, Kleinkindersteine. Ein solcher ist bereits erwähnt als im Aufwege liegend zum Gräberwalde von Lunkhofen; ein gleicher ist der thurmförmige Kalkfelsen bei Wölfis-

wyl im Frickthal, in dessen innerem der Kleinkindertrog steht. Donnert es vom Berge her, so pflegt man dorten solchen Leuten, denen eben ein Kind gestorben ist, zum Troste zu sagen: es ist wieder ein Stein von der Grossfluh los geworden, jetzt kann die Hebamme wieder ein anderes herausholen. Zweierlei solcher Kindertröge stehen im Burgfelsen zu Tegerfelden; aus dem einen empfängt dorten die Ammenfrau die Neugebornen, in den andern nimmt die verzauberte Schlossjungfer die unmündig Verstorbenen wieder zurück. Ja in eben diesen Klippen und Wänden verschwindet das von den Menschen verfolgte Zergengeschlecht schliesslich für immer, wie es AS. no. 183 von den Erdmännchen auf der Ramsfluh heisst: in die Kräche (Schluchten) hend se si verschloff, tief ie i d'Geifsflueh hindere.

Nachdem diese Zergensagen seit Jahrhunderten unverändert im Volksmunde forterzählt worden und von den Gebildeten als abstruser Volksberglaube verschrieen waren, kommt die nun aufblühende einheimische Alterthums-Wissenschaft dazu, sie Zug für Zug als die faktische Geschichte der primitiven Menschheit zu bewahrheiten. Seit man im J. 1854 bei Meilen die ersten Pfahlbauten im Zürichsee aufgefunden, hat man unter den dortigen Artefakten eben jene steinernen Kornquetscher mit erhoben und erkannt, von denen die unverstandene Zergensage so hartnäckig berichtet hatte. Die unterirdisch gelegenen Feuerherdstellen und Wohnstätten sind in der Schweiz zu Windisch, zu Ober-Winterthur und am Ebersberge bis zu einer Tiefe von 6 Fuss unter dem heutigen Ackerboden aufgedeckt worden, überall versehen mit dem Hausrath von Steinkugeln und Mahlkieseln. Diese von Dr. Ferd. Keller veranlassten und wissenschaftlich geleiteten Ausgrabungen stehen zugleich in den Zürch. Antiq. Mittheilungen von ihm beschrieben, und kein Unterrichteter bezweifelt mehr, dass das Menschengeschlecht der Steinzeit seine Kornfrucht auf dieselbe Weise am Feuer röstete, zwischen Hohl- und Quetschsteinen zerrieb, auf dem steinernen Feuerherd zu Fladen buk, wie dies Alles von der Sage bereits vorberichtet war, noch ehe solche Herde und Kornquetscher aus den Heidengräbern hervorgezogen, solches Korn und solche Kuchen zu Robenhausen und Wangen aus den Pfahlbauten erhoben waren. Sogar die Schädel und Knochen des angeblichen Zergenvolkes hat man in verschütteten oder halbgeschlossenen Berghöhlen neben den mit Steinwaffen aufgespaltenen Markknochen ausgestorbener Thiergattungen wieder entdeckt. Eben jene vorhin genannte Ramsfluh, in welche die Erdmännchen auf

immer vor den Verfolgungen der Menschen verschwanden, ist so zu einer ethnographisch belangreichen Oertlichkeit geworden. An ihrem Fusse, wo die Standstelle eines geschichtlich alten Heilbades mit einer Kapelle gewesen war, hat man in den Dreissigerjahren bei Errichtung des neuen Wirthschaftsgebäudes neben Thierknochen eine Menge Menschenschädel ausgegraben, die seitdem durch die von His und Rütimeyer vorgenommenen Messungen unter dem Namen der Erlinsbacher Schädel eine kraniologische Species geworden sind. Es hat also der Name des zu Waffen und Geräth zugehauenen Feuersteins, der Name von örtlichen Höhlen und Findlingsblöcken jenes zwerghafte Menschengeschlecht der Urzeit bereits voraus benannt, noch bevor Natur- und Alterthumsforschung zum Namen nun auch die Sache selbst aufgefunden haben.

Ein anderer Collectivname des steinentsprungenen Zwergenvolkes ist Schrat, ein Wort höchsten Alters, gleichmässig durch die deutschen, slavischen und finnischen Sprachen gehend. Das Schrättlein ist jener Alp, welcher Menschen und Stallthiere im Schlafe drückt und gegen den man die vorerwähnten Steine von natürlicher Durchhöhlung an Thüre und Kindswiege hängt, „den Schrättels-, Alp- und Drutenfuss, den Krotten- und Kuhstein“. Das Alter dieser Vorstellung erhellt aus einer St. Galler Glosse des 10. Jahrhunderts in Hattemers Denkmal. 1, 243, welche schreibt: pilosi (die Ueberhaarten), incubi (die Aufhocker), monstri (Unholde), id est maera (die Nachtmahren), scrazza. Der Schratz ist also alles dieses zusammen gewesen. Sein ursprüngliches Gebiet sind Felsen und Gebirge, jene vielfachen Schrattenfelder und Schrattenfluhnen, deren montanistisch namhaftesten im Entlebuch und im Kt. Schwyz gelegen sind. Schratzensteine, Schrätzellöcher, Rätsellöcher sind nach Panzer (Bair. Sag. 1, pag. 106. 111) jene örtlichen Felsen der Oberpfalz, unter denen die Kleinen Leutchen wohnen sollen; um Dinkelsbühl nennt man sie Rettele. Meier, Schwäb. Sag. pag. 173. Die auffallenden Windungen im Bau der Felsenwände des Berner Hasli- und Lenkthales nennt man daselbst Rätzliberge, Rätzliblöcher, auch sie haben mehrfache Höhlen mit localen Zwergensagen. Räzel und Haarhammel heisst in Strassburg das dortige Stadtgespenst (Stöber, Elsass. Sag. no. 244) und bezeichnet zugleich einen Menschen mit eng an einander stossenden, buschigen Augenbrauen, dem desshalb die Gabe der Geistersichtigkeit beigemessen wird. Noch aus seiner Strassburger Studentenperiode entnahm Göthe (Wahrh. und Dichtung Bd. 25, 228) diesen Ausdruck zur Bezeichnung seines damaligen Universitätsgenossen

Meyer. Die Südslaven nennen den Berggeist *scrat* (Vernaleken, Oestreich. Myth. 240); die Inselschweden den bösen Geist *skrat*; die diesen benachbart wohnenden Ehsten, deren Sprache das Sk vermeidet, sprechen *krat*, die heutigen Lappen erzählen von einem auf seinen unterirdischen Schätzen ruhenden Gott *Kretti*; finnisch ist *skrátan* der Teufel, altböhmis ch *scréet* der Hausgeist. Diese ganze Namensreihe leitet Hanusch, Slav. Myth. 301, ab von russisch-polnisch *skryti*, die Verborgenen. Russwurm, Eibofolke 2, pag. 241 — 248. Somit ist der Schrat nach seiner unterirdischen Wohnung der Dunkle und Schwarzhaarige genannt und verwandelt sich als solcher in den Dämon und Teufel.

Die Aufzählung so vieler Namensformen eines blosen Ge-  
spenstes wäre nicht der Mühe werth, würde sie uns nicht sprachlich  
auf eine von Hautfarbe dunkle, thierisch behaarte, zwergisch kleine  
Urbevölkerung des Nordens führen, von deren Existenz zugleich  
historische Notizen auf uns gekommen sind. Es ist das heutige  
Volk der Nordpolar-Nomaden, das die entdeckenden Normannen  
Skrälinder und Blaumänner nannten. Diese finnischen Stämme  
hatten noch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung so tief  
herab sich verbreitet gehabt, dass sogar noch Tacitus von ihrer  
Lebensweise eine sehr anschauliche, zutreffende Nachricht giebt  
und sie als die nördlichsten Nachbarn der Germanen beschreibt.  
„Bei den Finnen (Fenni) — sagt er, Germ. c. 46 — herrscht  
wunderliche Wildheit und schmutzige Armuth; sie haben keine  
Waffen, keine Rosse, keine festen Wohnstätten; dagegen Felle zur  
Kleidung, Pfeile aus geschärfsten Knochen, und statt der Häuser nur  
ein Flechtwerk zum Schlupfwinkel gegen wilde Thiere. So leben  
ihre Weiber und Kinder, ihre Jünglinge und Greise; sie haben es  
noch nicht einmal bis zu einem Wunsche gebracht.“ Als nun die  
Isländer unter Gunbjörn im J. 876 zuerst Grönland entdeckten und  
auf die eingeborenen Eskimos trafen, hielten sie diesen kleinen  
Menschenschlag,  $4\frac{1}{2}$  Fuss hoch, dickköpfig, schlitzäugig, nicht in  
Hütten, sondern in Erdhöhlen wohnend, in Pelzen steckend, schwarz  
von Haut und Haar, weil berusst von stetem Höhlenrauch, für  
Unterirdische und nannten sie Skrälingjar. Es begann ein gegen-  
seitiger Vertilgungskampf, dessen der heutige Polarmensch noch  
gedenkt, indem er erzählt, wie damals die Ausländer, diese von  
Hunden abstammenden Kablunät, vom Grönländer alle nieder-  
gemacht worden seien. Allein man weiss das Gegentheil. Die Is-  
länder hatten sich ein Jahrhundert später schon bleibend auf Grön-  
land niedergelassen und im J. 998 das Christenthum daselbst ein-

geführt. Das Loos der Eingebornen war ursprünglich ein äusserst hartes, einige wurden an nordischen Fürstenhöfen wie wilde Thiere zur Schau gehalten und der Verbrecher verurtheilt, mit ihnen zu kämpfen. Lachmann, Sagaenbiblioth. 208. Ihren Namen Skrälingjar hilft uns die Sprache der heutigen Inselschweden nach Russwurms Glossar zum Eibofolke erklären. Die Schlucht und das geheime Schubfach nennt der heutige Inselschwede *skräwa*; rauh und ungehobelt ist *skräwlot*; der Schuh aus Seehundsfellen heisst *skräwling*. Das auffallend unförmliche Schuhwerk der Eskimo wurde also hier namengebend; dasselbe besteht nämlich aus folgender vierfacher Zusammensetzung. Um den Kniestiefel aus Wildfell bindet man Ueberschuhe, darüber werden wasserdichte Seehundstiefel gezogen mit einem abermaligen Paar Ueberschuhen, welche lappenförmig den Vorfuss freigeben, über der Spanne zusammengebunden und unter der Sohle mit aufgenähten Serpentinsteinchen gegen das Abnutzen besetzt sind. Nach diesem behaarten Klumpfuss hiess man den Polarmenschen *Schräting*, nach der dunkeln Tracht und Hautfärbung aber *Blaumann*, *bläkman*.\*). Altnordisch ist *bläk* schwarz, neuisländisch *Blämann* der Unhold (Maurer im Glossar zu den Isländ. Sagen) wie nhd. *Blaubart*, frz. *barbe bleue*. Es ist auffallend, dass Blau auch in unserm deutschen Volksglauben noch in demselben Verrufe steht. Der Mann mit der blauen Mütze, mit dem blauen Mantel, der Blaustrumpf ist der Teufel (Wolf, Niederl. Sag. no. 448. Bauernphilosophie, Passau 1802. 1, 171). In blauen Zipfelkappen besuchen die Jurazwerge den Dorfmüller; in blauen Ueberhemden bringen sie dem Pflüger Brod und Kuchen auf's Feld; in blauen Hosen umreitet der Zwerg Stiefeli das Klosterfeld: AS. 1, pag. 276. 282. 301. Auch hievon entgeht uns die geschichtliche Anwendung nicht, und der Schuh der Skrälinger spielt dabei wieder seine Rolle. Es erzählt nämlich *Saxo Grammaticus* VII, 195 ausführlich, wie der dänische Königssohn Alf auf seinen Seefahrten an die Küste der Blakmannen verschlagen und hier, als die Winterkälte sein Schiff mit Eis umschloss, von den Eingebornen mit überlegener Macht angegriffen wurde. Doch da er seine Leute die Schuhe gleichfalls mit Harz und Sand überziehen liess, damit sie auf dem schlüpfrigen Eise dem Feinde fest entgegen treten konnten, wehrte er den Angriff ab und entkam mit seinem Schiffe

---

\*) Herodot nennt das letzte über den Grenzen der Skythen wohnhafte, sehr zahlreiche Volk des Hochnordens Melanchlänen, Schwarzkutten.

in eine Bucht von Finnland. Hieraus erfährt man, dass man zur Zeit Saxo's von Finnland nordwärts steuernd zu den Blaumännern gelangte, welche die Eisküsten des botnischen Meerbusens in Seehundsschuhen begiengen. Die Blaumänner und Skrälinger sind also dasselbe Volk, und den ältesten Berichten über dasselbe stimmt auch der neuzeitliche Gräberfund merkwürdig bei. Die von Nilsson untersuchten und beschriebenen Skelette aus den „Urgräbern“ Skandinaviens und die von Lisch in den Meklenburger Torfmooren aufgefundenen „Autochthonenschädel“ (Meklenb. Jahrb. 14, 301) zeigen einen Bau, der in keiner Art mit demjenigen anderer Stämme verwechselt werden kann. Der Schädel ist klein, kugelförmig, von der Kronnath in zwei gleiche Theile getheilt, wovon der hinterste breiter als der vorderste ist; Kinnbackenknochen und Nasenbein ist weit vorstehend, das Gesicht klein, der Nacken kurz, die Stirne auffallend niedrig und sehr zurückgeschoben. Sie finden sich nur in Gesellschaft von Geräthen aus Stein und Knochen, nie bei metallenen. Ihre Vergleichung mit authentischen Schädeln von noch heute im Hochnorden lebenden Volksstämmen hat ergeben, dass erstere denen der Lappen, vulgo Finnen, bis auf die geringste Kleinigkeit gleich sind. Man folgert aus diesen und andern sogleich weiter zu nennenden Elementen, dass die Lappen unserer Zeit der Rest des in der Steinzeit lebenden Urvolkes sind, welches durch die grösser gebaute Race der Bronzezeit theils aufgerieben, theils in die unwirthbaren Gegenden des Nordens hinaufgedrängt worden ist. Ein eigenthümliches Merkmal dieser Urgräber ist es, dass die Gerippe nicht in wagrechter Lage ausgestreckt, sondern stets in hockender, kauernder Stellung vorkommen. Auch hierüber ist man vollständig aufgeklärt. Crantz, Beschreib. von Grönland 2, 221 berichtet: Sobald ein Grönländer mit dem Tode ringt, biegt man ihm die Füsse unter die Lenden, damit das Grab desto kürzer gemacht werden kann; eine Notiz, die durch die jüngsten arktischen Expeditionen Kent-Kanes, der drei Jahre in den Polarzonen überwinterte, bestätigt und erklärt worden ist. Bei allen Polarmenschen, berichtet Kane, wird die Leiche mit dicht an den Körper heraufgezogenen Knieen in ein Fell zusammengeschlagen und so bei dem stets gefrorenen Boden in ein Schneeloch gesteckt. Es wiederholt sich der selbe Brauch auch bei den nördlich wohnenden Indianerstämmen Amerika's, so dass z. B. die Waicuri der Leiche das Rückgrat brechen, um sie rund zusammengeknöbelt in's Grab senken zu können. Klemm, Kult.-Gesch. 1, 349. Je weniger Länge das Grab hat, um so mehr ist es geschützt gegen wühlende Thiere.

Eskimo und Grönländer sind sich überaus ähnlich; beide haben denselben Körperbau, dieselbe aschgraue Hautfarbe, dieselbe Tracht und ähnliche Traditionen wie der Lappe, der Kamdschadale, Aleute, oder die übrigen Polarvölker. Durch Castréns Bereisung der Altaiischen Völker steht aber fest, dass die vorgenannten Volksstämme sammt den Samojeden, Jakuten, Tschuktschen, Tungusen u. s. w. zu einer und derselben Sprachenfamilie gehören, die der Deutsche gewohnheitshalber bisher die finnische genannt hat, während sie der Slave die tschudische Sprache zu nennen pflegt. Unter beiderlei Namen ist indessen ein und derselbe Sprachstamm begriffen, der tatarische, welcher unter allen Sprachen den grössten Raum der bewohnten Erde einnimmt. Vom äussersten Osten und Norden Asiens reicht er über Tibet durch die Krim nach Kleinasien und steht mit dem magyarischen vor den Thoren Wiens; nordwestlich geht er von den Gestaden des Japanischen Meeres über den Altai, vom Eismeer an's Weisse Meer, steigt herab an das kurische Haff und erreicht westwärts Christiania. Die Sprachvergleichung erweist, dass alle auf diesem weitgedehnten Schauplatz herrschenden vielnamigen Idiome unter sich in nächster Verwandtschaft stehen, nicht zum indogermanischen Sprachstamme zu rechnen sind, dass ihr Ursitz in Mittelasien neben den Mandschu und Mongolen zu suchen ist, weshalb sie eben nach dieser ursprünglichen Heimat die Ural-Altaischen Sprachen genannt werden. Die auffallende Erscheinung, sagt Schleicher (Sprachen Europa's 36. 118), dass der mit dem Magyaren sprachlich nah verwandte Lappe körperlich durchaus von jenem verschieden ist, findet ihre Erklärung nur in dem Einflusse klimatischer Verhältnisse, verschiedenartiger Lebensweise und Nahrung, welche auf die Körperbeschaffenheit stärker einwirken als auf die Sprache. Allein der tatarische Sprachstamm ist unter den Nationen ohne Stellung geblieben und ohne Literatur, während die Völker des semitischen und indogermanischen Sprachstammes Träger der Geschichte waren und sind. Daher das um jene Völker und Sprachen verbreitete Dunkel.

So reicht sich die Philologie und die Anthropologie heut zu Tage die Hand, die eine erforscht die Abkunft der Völkerracen aus deren Sprachbau, die andere aus dem Schädelbau, nur dass dabei die von der Sprachforschung angestellten ethnographischen Untersuchungen durch ihre Gesetzmässigkeit sicherer und rascher voranschreiten können als die der Craniologie. Es entdecken sich somit immer deutlicher die Trümmer eines zahlreichen Urvolkes, das nun zum Theil verloren an den arktischen Küsten und Inseln dreier

Welttheile klebt, während die Gräber seiner Ahnen in unserm eigenen Boden liegen, die Sage von seinem Hiergewesensein unsere eigene Landessage ausmacht und seine hier erhobenen Schädel, Waffen und Werkzeuge unsere Alterthumssammlungen bereichern. Wie diese Werkzeuge unter allen Breitegraden als die nämlichen Steinbeile und Beinpfeile erscheinen, so müssen auch die Sagen über diese Urmenschen, wo sie sich dem Gedächtnisse eingeprägt haben, überall dieselben sein und eben durch ihre Gleichnamigkeit um so glaubwürdiger werden. Es kann daher nicht auffallen, wenn die den Polarnomaden Nordamerika's zunächst sesshaften Indianerstämme in ihren Sagen über ihren eigenen Volksursprung mit unsern hiesigen Volkstraditionen übereinstimmen. Nach der Angabe der Delawaren und Jerokesen wohnte das erste Menschengeschlecht im Schofse der Erde und hatte die Gestalt von Erdschweinchen oder Kaninchen; es musste erst eine Oeffnung entdecken, um an's Tageslicht zu steigen, nahm aber den ersten Hirschen, den es jagte, wieder in den unterirdischen Raum mit hinab. Klemm, Kult.-Gesch. 2, 159. Noch Augenfälligeres berichtet der Stamm der Choctaws, der gegenwärtig noch 22,000 Seelen stark, südlich von Arkansas wohnt. Die Krebs-Choctaws, erzählen sie, jetzt unserm Stämme einverleibt, lebten früher unter der Erde in einer meilenweiten lichtlosen Höhle, sahen aus wie die Krebse, giengen auf allen Vieren, waren furchtsam und scheu, kamen durch Moder und Sumpf an's Tageslicht und kehrten auf denselben Pfade wieder zurück. Die Choctaws lauerten ihnen lange auf, doch Jene standen Niemand Rede und verschwanden immer im Sumpf. Endlich wurde doch Einigen der Rückweg nach dem Moore abgeschnitten, worauf sie den nahen Felsen zuflohen und durch die Spalten derselben verschwanden. Man brachte jetzt Feuer an die Eingänge, trieb den dicken Dampf in die Höhle und räucherte sie dadurch an's Tageslicht heraus. Man schnitt ihnen die Nägel, rupfte ihnen die Haare vom Körper und verleibte sie unserm Stämme ein; doch viele sind bis heute noch in der Erde und jener dunkeln Höhle zurückgeblieben. Balduin Mölhausen, Prairien und Wüsten Nordamerika's, Lpzg. 1860, 24.

Auf ein gleiches Urgeschlecht von schwarzer Hautfarbe und körperlicher Missgestalt weist die germanische Zwergensage hin. Das erstgeborne Geschlecht der Svartálfar und Döckálfar, der Schwarz- und Dunkelelben, ist nach dem Ausdrucke der Snorra-Edda „schwärzer als Pech“; und conform wird in Zingerle's Tirol. Sagen der Berggeist das Pechmannle geheissen. In der Frickthaler

Sage (NM. 107) heisst es: „Unsere Voreltern behaupteten, die Erdmännchen seien von Asien her in unser Land gekommen, sie hätten dorten die Sonnenhitze nicht mehr ertragen können, und daher erklärte man sich's, dass ihre Gesichtsfarbe schwarz und ihr Naturell ein so äusserst träges war, denn arbeiten mochten sie durchaus nichts.“ Die Wilden Weiber zu Ormond, Kt. Freiburg, heissen im welschen Patois Feies, allein trotz dieses die Feenschönheit mit einbedingenden Namens, haben sie eine rabenschwarze Haut „wie die wilden Mohren in Afrika.“ Küenlin in den Ritterburgen der Schweiz 1, no. 28. Dieselbe Aussage lebt unter den jetzigen Ormonder Sennen noch fort und wird neuerdings durch H. Runge's Mittheilungen in Westermanns Illustr. Monatsblättern bestätigt. Die Zwerge bei Franzensbad sind schwarze Männlein (Vernaleken, Oestr. Myth. 212); die Hollemännchen sind puppenhafte schwarze Menschen (Curtze, Waldeckische Volksüberlief. S. 222); die isländischen Elbinen sind schwarzgekleidet (Maurer, Isl. Sag. 14. 17. 23); die Heidenzwerge an der Aare zu Döttingen tragen schwarze Ueberhemden, die bei Walchwil im Zugerlande sind schwarzbraun. AS. no. 223. NM. 120. Mag man dieses negerhafte Aussehen auf ihren angeblichen Wohnort in dunkeln Erdhöhlen, oder auf das ihnen beigelegte Handwerk des Erzschmiedes, Koches, Steinkohlengräbers beziehen; oder auch auf ihre Wohnstatt in Hügelgräbern und Leichenbrandstätten neben der Masse von Schwarzgeschirr und Asche, woher sie eben die Unterirdischen heissen; so bleibt doch das Specifische übrig, dass hier von der Zwergensage die Steinzeit beschrieben und mit einer tausendjährigen Ausdauer in jeder Einzelheit so vorausbenannt worden ist, wie alsdann diese für Märchen gehaltenen Dinge nachträglich substantiell aus dem Schoß der Erde und Seen ans Licht gehoben und in unsren Museen zur Schau gestellt worden sind. Aehnliches gilt auch von der Zwerge Gestalt und Mass. Der Sage nach erscheinen ihre ältesten Greise wie drei- bis siebenjährige Knaben, sie haben die quiksende Stimme eines Kindes und werden eben gross genug, um, an den Küchenherd hintretend, mit den Augen die Herdplatte überschauen zu können. Das Zwerglein Werweiss, das vom jagenden Grafen als Wildmännlein eingefangen worden, war so niedlich, dass man einen Glaskasten drüber machen liess und es auf den Schrank stellte. Das Zwergenkind, das man der Ursi von Oberhofen zur Taufe auf den Arm giebt, ist nur daumengross und sie nimmt's in die hohle Hand (AS. no. 184). Sie sind also Däumlinge, Fäustlinge, Pygmäen, Daktyle, Piperlinge. Allein zu aller

Winzigkeit mangelt noch das Ebenmass. Ihr Schädel ist dick und stirnlos, ihr Haupthaar verfilzt, ihre Augenbrauen überbüschen das Gesicht, weshalb sie eben latein. *pilosi*, französ. *le velus*, Haarhammel und Räzel heissen. Ihr Rücken ist hohl, die Füsse sind hühnerartig, ihre Hände welk und kalt wie eines Säuglings, ihre Kinder sind Kielkröpfe. Dies sind nicht etwa zusammengelesene Züge einer nach und nach erst sich ergänzenden Sage, sondern die beschriebene Gestalt ist eine altypische, durch alterthümliches Bildwerk und noch ältere Skribenten längst verbürgte. Es finden sich in den antiquarischen Sammlungen sechs Zoll lange Bein- und Eisenfigürchen, wilde Wichtelmännchen darstellend, nackt, langhaarig, bärtig, Keulen schwingend. Ein Zapfen an ihrem untern Ende zeigt, dass man die Figur in ein Gestell einliess. Sie wurden zum Theil in Klostersakristeien aufbewahrt, z. B. zu Rheinau, woher Mone, Gesch. des Heidenth., die Figur eines solchen Kobolds entnimmt; theils kommen sie noch auf den Blechmarken des 14. Jahrhunderts vor, theils werden sie in den Knappenfamilien des sächsischen Erzgebirges seit alter Zeit aufbewahrt. Eine Reihe solcher Gnomenfigürchen ist abgebildet in Klemms Alterthumsk. Taf. 19, und wird zugleich in dessen Culturgeschichte 9, 74 in vorstehendem Sinne besprochen. Es sind übereinstimmende Porträtbildchen, die man in späterer Zeit erst zu Idolen verkehrte; wir werden ihren Originalen als den Ureingeborenen der Waldkantone am Schlusse dieses Abschnittes noch geschichtlich begegnen.

Die bedeutsamsten Züge, die in dem bis jetzt Mitgetheilten das Bild des Autochthonen ausmachen, scheinen mir in folgender Charakteristik enthalten, die der jüngere Plinius lib. 7. c. 13 über die Ureinwohner der rätischen Alpen entwirft: *Summae et prae-cipites Rhaeticarum alpium vertices partim indigenis incoluntur, nunquam conubiis aliarum gentium mixtis. Parvuli sunt, ignari et imbelles, fugaces velocesque veluti rupicaprae, quia infantes illarum uberibus aluntur. Subterraneas specus aperire solent, veluti mures alpini, suffugia hiemis et receptacula cibis.* Die Geistergeschwindigkeit des Zwergenvolkes, die hier eine gemesenhafte genannt ist, stellt sich dar in dem Rennpfad Hütchens (Grimm DS. 100), worunter man eine über Gebirg und Hochwald geradhin laufende Geisterbahn begreift, oder in dem Schratweg, ein sowohl in Hessen (Myth. 447) wie auch in der Schweiz vorkommender landschaftlicher Name, der die unwegsamen Felsenpfade des Berggeistes bezeichnet.

Es ist sachgemäss, hier den Uebergang zu nehmen vom Erdgeist zum Wassergeist, vom Höhlenmenschen zum Pfahlbautemenschen. Diesen letzteren vermag die Sage schon mit einer Art geschichtlicher Selbstgewissheit zu schildern. Denn der Troglodyte, der sich in das offene Gewässer hinauswagt, thut damit schon einen Schritt in die Welt des Verkehrs und wird also beim ersten Zusammentreffen mit dem entdeckenden Fremdvolke erkannt und entweder unterjocht oder vertilgt. Wiederum ist es die Sprache, bei der wir die frühesten Urkunden hicrüber zu suchen haben.

Der Name Alp deutet sprachlich auf ein Amphibium, das entweder in den Hochgebirgen lebt: Alpes; Albania ist Name von Illyrien und von Schottland; oder abwechselnd an den Fluss- und Seebuchten wohnhaft ist: Albis, Elbe; Albula, die Tiber; franz. Aube, schwed. Elf. Die Annahme, dass die Elbe in diesem Doppelzustande leben, halb Dämonen, halb Menschen, macht ihr Dasein eher fasslich, vermenschlicht sie rascher und stellt sie darum an den Anfang der Stammgeschichten und Geschlechter-Genealogieen. Allein eben hier werden sie schliesslich als Wilde erkannt und von den Menschen ausgestossen. Der gothische Geschichtschreiber Jornandes, der um 580 die Geschichte seines Volkes nach damals noch lebendig gewesenen Sagen und Liedern erzählt, giebt uns hiefür den ersten historischen Anhalt. Als die Gothen, berichtet er cap. 24, unter ihrem fünften Könige Filimer auswandernd, ins Land Scythien kamen, stiess man eine Anzahl Frauen, die man Albrunen hiess (Aliorum nas), des Verdachtes wegen, sie seien Zauberinnen, aus dem Heere und jagte sie in die Wüste. (Des Jornandes Zauberweib Aliorumna heisst bei Tacitus Germ. c. S Aurinia, lies Aliruna, und bezeichnet dorten das weissagende Germanenweib.) Hier vermischten sich diese Albrunen mit den Waldmenschen, die man Faune und Feigenblattleute heisst, und gebaren das Unmenschengeschlecht der Hunen, klein, hässlich und wild, das in den mäotischen Sümpfen hauste. — Es führt hierauf Widukind in seiner Geschichte der Sachsen 1, cap. 18 dieselbe Sage folgendermassen weiter: Die aus dem Heere gestossenen Weiber flüchten in die Wälder, können sie jedoch nicht überschreiten, da jenseits die Meeressümpfe liegen. Einige von ihnen, die bereits schwanger waren, gebaren hier Kinder, von diesen wurden andere und abermals andere erzeugt, so dass allmählich hier ein grosses Volk heranwuchs, jedoch ungebildet und nach Art der wilden Thiere lebend. Viele Jahrhunderte über hatten sie nicht das Geringste von einem andern Theile der Welt gewusst,

bis einst ein fliehendes Hind den Jägern einen unzugänglich gewesenen Weg dahin zeigte. Dies meldeten die Jäger den Ihrigen, man brach auf, die Nachricht zu prüfen, durchzog den Sumpf und traf auf ein bisher nie gesehenes Geschlecht. Alles Volk entfloß aus Städten und Flecken, sobald es die an Körperbau und Tracht bösen Geistern gleichenden Gestalten dieser Wilden erblickt hatte. So blieb ihnen das Land überlassen, das Pannonien hiess, und so wurden sie hier das hässliche Stammvolk der Hunen und Avaren.

Die Erinnerung an die mongolischen Hiognu, die seit 374 über die Wolga gehen und, mit den finnischen Avaren verbündet, die Germanenstämme der Gothen, Greutingen und Therwingen überfallen, verschmolz in der historischen Sage dieser letzteren mit der Erinnerung an das Geschlecht der Pfahlbaumenschen. Beide Racen, in gleichem Grade uncivilisirt und von gleicher Hässlichkeit der Gestalt, gelten dem Germanen anfänglich als missgeschaffene Elbe, schliesslich als Waldteufel. Unter diesen zwei gleichen Namen werden sie in den Hexenprozessen des spätern Mittelalters wieder genannt und als Kinder des Teufels mit allen Häschermitteln überall aufgesucht. Die Inquisitions-Urtheile des Leipziger Schöppenstuhls, welche Carpzov in seiner Criminal-Praxis zusammentrug, enthalten in der 21., 23. und 26. Sentenz Geständnisse damals gefolterter Hexen über ihre Vermischung mit dem Teufel, wornach diese Weiber mit einem blau gekleideten fremden Mann alle Vierteljahre bis auf zehn „böse Dinger oder Elben“ gezeugt hätten, welche fingerlange, raupenhafte, schwarzköpfige Wechselbälge gewesen seien. Joh. Prätorius (Blockesberg, Lpz. 1668) theilt diese richterlichen Sentenzen mit und lässt folgerichtig die hier erzählte Urgeschichte der teufelserzeugten Hunen unmittelbar darauf folgen. Soweit ist die Sage eingedrungen in Geschichtsschreibung und Rechtspraxis. Mitten durch ihre Rohheitszüge geht ein leiser Beginn erster Sitte, denn schon wird doch zugleich die Ehe, die Familie, die bürgerliche Gemeinschaft und ein sich ordnender Volkskörper vorausgesetzt: dieselben Ziele also, welchen auch die mythologischen Erzählungen über die Wasserelben zustreben, auf die wir nun übergehen.

Odhin, der Vater aller Lichtgötter Walhalls, ist zugleich auch der Stammherr der dunkeln Nixen und Wasserelbe. Er heisst daher Fornôlfr, der Elb aus fernster Zeit, der Urzwerk; und Hnikar, der Stromnix, dessen Name wiederkehrt als das Seegespenst Niko (AS. no. 8), als der Hauskobold Niggel (ibid. no. 210) und als der schwäbische und toggenburgische Fluss Nekar.

Nach ihrem steten Aufenthalte im Wasser haben sie selbst thierische Missgestalt angenommen. In Hechtsgestalt wohnt der Eddische Zwerg Andwari bei den Fischottern im Bache. Die altgallische Melusina, obschon sie durchweg die Schöne heisst, hat einen Fisch- und Schlangenleib. Das Seefräulein beim Schlosse Homburg ist niederwärts gestaltet wie ein Fisch. Baader, Bad. Sag. 1, 4. Die Donauweiber, welche der Nibelunge Hagen beim Bade beschleicht, schweben vor ihm „wie Vögel auf der Flut“. Nib. 1476. Die Erdmännchen auf der Ramsfluh pflegen im Thalbache wie Täubchen zu baden. AS. 1, pag. 267. Noch heute kennt man zu Klein-Döttingen die Uferstelle an der Aare, unter welcher die Heidenzwerge des Morgens hervortauchten, um ins Dorf auf Besuch zu gehen, und wo sie sich des Abends wieder in den Strom hinabliessen. AS. 1, pag. 314. Ihr langes wasserfeuchtes Haupthaar umhüllt sie unkenntlich, sie haben grüne Zähne und essen Frösche und Kröten, eine Kost, welche ihnen schon im 13. Jahrhundert von Gervasius von Tilbury in einer besondern Erzählung seiner *Otia imperialia* zugeschrieben wird. Daher erscheinen die Zwerge auf der Insel Rügen, wie diejenigen auf dem Strichenberge im Jura, ferner die Grubengeister auf dem Harze und die Wasserjungfern an den Schwarzwälder Seen, alle zusammen als Kröten, und unter dem dreimaligen Kusse ihres Erlösers verwandeln sie sich eben so oft in Kröte, Schlange und Drache. Um die Missgestalt des Schwanen- und Gänsefusses zu verdecken, tragen sie lange dunkle Ueberhemden oder ein Gewand, welches Hut und Mantel in einem Stück und bekannt ist unter dem epischen Namen der Tarnhaut und des Tarnhutes. Dieses sie unsichtbar machende Kleid ist der über ihrer Wasserwohnung lichtlos lagernde Seenebel, in welchem sie auf einem winzigen Kahn sich der Nachforschung entziehen. Dieses Schiff ist nach der Eddischen Beschreibung eines der Wunschdinge, welche die Zwerge dem Gotte Freyr verfertigt haben; es geht zu Wasser und zu Lande, lässt sich zusammenfalten wie ein Tuch und dient zugleich als Schwimmschuh, weshalb es Skidbladnir heisst, das Schuhblatt. Solche Schwimmschuhe tragen die zu Kadelburg und Dangstetten am rechten Rheinufer hausenden Höhenzwerge und legen sie an, wenn sie nach Zurzach hinüber gehend den dorten brückenlosen Rhein passiren: „Diese Schuhe waren vorne und hinten geschnäbelt und hatten das Aussehen eines kleinen Weidlings.“ NM. 114. Eben daher stammen auch die Namen der Zergenkönige Nibelung: der durch Seenebel Hinsteuernde; und Schilbung, der auf dem Rinden-

**kahn (Schelfe) Fahrende.** Beide sind die Unterkönige des im Nibelungenliede und im mhd. Gedichte Otnit genannten *küne c Alberich*, des Elbenbeherrschers. Denn schon gilt bei ihnen die Einherrschaft, wie dies vom Epos des deutschen und romanischen Mittelalters übereinstimmend aufgefasst wird; der altfranz. Roman des Hüon von Bordeaux kennt ein *royaume de la féerie* und einen *roi d'Auberon*, welcher eben der Nibelungische Zwergenkönig Alberich ist. Andere ihrer Häuptlinge heissen Goldemar und Laurin. Stehen sie unter einer Feenkönigin, so heissen sie gallisch *Fairy*s, glarnerisch die *Fayer*, in der Lausitz die *Vensmännel* (Wolf Ztschr. f. Myth. 4, 217), österreichisch die *Fenesleute* (Vernaleken, Mythen 23). Sind sie unterthan der Fürstin Hulla — isländisch *hul* ist Decke, Hulla ist die Unterirdische —, so heissen sie auf den Färöern das *Hulduvolk*, in Schweden und Island das *Huldravolk*, in Deutschland ebenso die *Hollemännchen*, *Hollepöpel*, das *stille*, das *kleine*, das *Kirchenvolk* (in das gleiche Kirchspiel gehörend), die *Leutchen*, die *Heidenleute*. Unter einander betiteln sich ihre Frauen gegenseitig *Muhme*, wie die badenden Meerweiber *Siglint* und *Hadburg thun*, Nib. 1479. Sie leben also in Sippschaften, heben ihre Verwandtschaft mit fühlbarem Familienstolz hervor und sind bereits unter einheimischen Fürsten zum geordneten Stamm zusammengewachsen. Es beginnen die Anfänge einer ursprünglichen Cultur, über welche hunderterlei Sagenzüge im Tone befriedigten Glückes erzählen. Wir wollen uns nur aufs Nöthigste beschränken.

Das schmutzige Fischervolk, dessen Einbäume man in den Pfahlbauten des Bieler und Neuenburger Sees erhoben hat, hat sich durch das Jägerleben zum Hirtenleben hinaufarbeiten müssen, wie dies die sogenannten *Heidenküchen* zeigen, jene unter dem heutigen Culturboden aufgedeckten Wohn- und Feuerherdstellen, die eine grosse Menge Knochen des wilden und zahmen Schweines ergeben, nie aber Knochenreste von Rindern. Es stimmt dies überein mit dem heftigen Verlangen der Zwerge nach Schweinefleisch und nach stark mit Schweinefett geschmalzenen Speisen, sowie mit der wiederholten Angabe, dass sie sich beim Schweinemetzeln auf besondere Metzgerkunstgriffe verstanden hätten. AS. 1, pag. 337. NM. 121. So wie sie nach der Eddischen Erzählung eine Schweinshaut in die Esse legen, um daraus den Goldeber zu giessen, so ist es auch ein stehender Zug der neuzeitlichen Sage, dass sie auf einem Eber angeritten kommen. Es deutet dies auf die Periode der Urzeit zurück, da das Schwein vorzugsweise das

Stallthier ausmachte und die Kuh noch nicht gehalten war. Stempelt daher die Sage die Zwerge zu Hirten, so giebt sie ihnen anfänglich nur Schmalvieh zu und nennt sie darnach Geisser. Dieser Armuthszustand hält so lange an, dass sie darüber selber geissfüssig und schlappohrig werden (NM. 106). Unser ältester Zoologe Conrad Gessner (1550) giebt in seinem Thierbuch (Ausgabe von 1606) im Abschnitt der Vierfüssler, Blatt 10, eine besondere Abbildung von diesen „Geissmannlinen“. Sie gehen in Hirtenhemden einher, über die das Täschlein mit dem Lecksalz geschnallt ist, und verschenken Gamsen- und Geisskäschchen; mithin bedürfen sie zum Käsen und Fleisch-Einpökeln des Salzes, wozu ihnen die Sage eigene Salzquellen giebt und sie so zu Salinenleuten macht (AS. no. 224). Von diesem wichtigen Besitz hinweg kann der Zwerge ein Vieh züchtender Aelpler werden, weshalb er nun die Zergenkuh besitzt, an welcher das zum Braten ausgeschnittene Fleisch immer frisch nachwächst (NM. 122); er kann aber gleichzeitig ebenso auf die Entdeckung der Metalle kommen, ein Steinmetz und Grubenmann werden, weshalb er Hämmerlein, Erdschmiedlein, Heidenschmied heisst, AS. 1, no. 476. Alsdann vertauscht er das Hirtenhemde mit dem ledernen Knappenkleid, und sein Wohnort in den Felsen heisst darauf in deutschen Landschaften der Ofen, in romanischen las foras dal las Dialas (AS. 1, pag. 336), d. i. der Schmelzofen der Licht- und Feuerzwerge. In diesen Schachten brennen beständig acht Kerzen (AS. no. 194), wie es auch vom Saale des Zergenkönigs Alberich heisst: vil kerzen was enzündet. Nib. 473. Nächte lang spielt der Kobold beim Dorfsmied mit Hammer und Ambos, wie schon der Monachus Sangallensis erzählt, der 885 starb. Sie werden Messerschmiede und Schwertfeger, NM. 116. Der von ihnen gegossene Pfeil ist das Alpschoss, schottisch elfshot; an diesem Jagdpfeil steckt augenblicklich alles gejagte Wild. Mit der Erweiterung der Viehzucht und der Vervollkommnung des Metallgeräthes beginnt auch der geregeltere Ackerbau. Die Etschroggenfladen und Rahmkuchen aus der Zergenbäckerei überdussten eine ganze Ackerstrecke und werden dem Pflüger auf die Pflughörner gelegt. Ihre Staub- und Rändelmühle geht Tag und Nacht, eine solche liegt noch im Thälchen bei Bex, le moulin de la poussière, NM. 133. Die Erdmännchen zu Rued und zu Mellikon beziehen des Junkers Zehentscheune und werden da Kornschaffner. AS. no. 209. 210. Sogar vom Obstbau ist die Rede; nach den süßen Cyperpflaumen heissen die Zwerge Cypärtli, ihren selbstgekelterten Most

bringen sie den Schnittern aufs Feld. AS. 1, pag. 281. In gleichem Masse veredelt erscheinen nun auch die Wilden Weiber. Vorher waren die Ragsteine auf den Kegelgräbern ihr Spinnwirbel gewesen, und diese Pfeiler heissen daher in Frankreich *Quenouille à la bonne femme*; jetzt sind ihnen die herzförmig ausgeschnittenen Luflöcher im Sitzbrett jeder Stubenbank gross genug, um ihren Rockenstiel darein zu stecken. Da besuchen sie den Heimgarten der Dörfer und lehren den Flachsbau. Drobēn auf sonniger Berghöhe trocknen sie die Flachsballen auf weissen Tüchern, um sie dem bescheidenen Finder in pures Gold zu verwandeln; der hab süchtig und frech Zugreifende aber schleppt sich damit die Flachskröte, die Flachs jungfer, das Kudermännlein, lauter unabtreibbare Plagegeister, ins Haus. Dies sind die befriedigenden Zustände, die mit der Entdeckung und Handhabung der Metalle eintreten. Der Grieche schrieb den gleichen Erfolg im Betrieb des Bergbaues den vorhellenischen zwergenhaften Kunstschnieden zu, die er die Idäischen Daktyle, Kureten, Kabiren, Telchinen und Pygmäen nannte, und die schliesslich in dem einen Namen des Gottes Hermes aufgiengen. Der Römer übertrug den Anfang der Metallurgie und des davon abhängigen Ackerbaues auf den althetruskischen Erdzwerg Tages, welcher der Landessage zu folge zu Tarquinii aus einer Ackerfurche ausgepflegt worden in Gestalt eines Knaben, aber ausgerüstet mit der Weisheit des Greises.

Aber mit dem umfassendsten Erinnerungsvermögen hat sich dieser mit der Bronzezeit gemachte grosse Culturfortschritt erst der nordischen Dichtung eingeprägt, weil sie unter der Ungunst des rauhen Himmels und in der winterlichen Abgeschiedenheit die überstandenen Mühen zugleich am längsten forttempfinden musste. Darüber erzählt das finnische Epos *Kalewala* in seiner zweiten Rune also :

Als die Erde erschaffen und besät war, wuchsen alle Bäume hundertwipflig empor und liessen den Ackersamen nicht aufgehen. Der Wald vergönnte der Sonne nicht zu strahlen, dem Monde nicht zu leuchten, der Fisch selbst mochte nicht schwimmen im lichtlosen Meere. Da hob sich aus dem Gewässer eine neue Heldenkraft hervor, ein Zwerglein von der Höhe einer Weiberspanne, von der Länge eines Mannsdaumens. Mit dem Beile, das er trug, erreichte er nur die Höhe eines Rinderfusses. Aber aus Kupfer war dieses Zwergleins Beil, aus Kupfer sein Leibgurt, sein Handschuh, sein Stiefel und Hut, aus Kupfer war Alles an ihm. Dieses Knäblein

war das damals noch namenlose Erz. Schon im Wasser wuchs es gross, mit drei Schritten kam es ans Land, mit sechs Kieseln wetzte es sein Beil, als wären's sieben Schleifsteine, und mit drei funkensprühenden Hieben hieb es den Baum der hundert Wipfel um. Wer einen Zweig davon pflückte, pflückte sich Dauer im Glück, wer vom Laube nahm, erlas sich dauernde Freude und aus dem Wipfel Zauberkunst. Sogar der einzelne Span bekam Flügel, einer fiel ins Meer und schwamm als Meerschiff nach Norden, einer flog im Winde als Schützenpfeil den Nordlandshelden zu. Nun waren die vier Weltenwege wieder offen zum Sonnenauf- und Untergang, und angeschwommen am Strande kamen sieben Gerstenkörner, aufzulesen zur Aussaat. Als der Held Wäinämöinen sich auf den Säemannshandgriff besonnen, der ein Abbild ist von der Hand des allmächtigen Gottes Ukko, säete er betend die sieben Körner aus. Und als er nach einer Woche das Feld umgieng, sass der Kukuk des Frühlings da und sprach: der Waldstrich ist verschwunden, Alles ist ein Feld geworden, weshalb wurde denn allein diese Birke hier stehen gelassen? Dessenhalb, erwiederte darauf der Säemann, dass du selbst einen Platz hast zu deinem Liede. Rufe nun, lieber Kukuk, Morgens, Mittags und Abends. Singe mir mit deiner Stimme von Silber- und von Zinnklang, singe den Wachsthum in den Wald, den Reichthum in den Seestrand und den Kornsegen in den Ackerrain.

So spricht das beginnende Bronzezeitalter seine Zufriedenheit über die neu erworbene Cultur aus. Zweierlei Stämme und Racen haben sich friedlich geeinigt, sie beschenken sich gegenseitig mit ihren Errungenschaften, und die Mythe erzählt es in anmuthigen Sinnbildern. Die Zwerge sind altersweise und kindergut, die Elbinnen mütterlich lieb und jungfräulich reizend; der Mensch wird ihr Zögling, ihr Freund und Blutsverwandter, er geht Ehen ein mit der Moosjungfer oder Wasserfrau, zeugt Kinder mit ihr und freut sich des wachsenden Wohlstandes. Nach dem Geisterschlechte des Nibelung benennen sich alte Dynastien; Geschlechter des deutschen Reichsadels, wie die westfälischen Hardenberge, führen ihren Stammbaum auf den Elb Goldemar zurück (Myth. 477). Nun braucht der Nix das Mädchen nicht mehr vom Strande zu entführen, die Wasserfrau wird nicht mehr den badenden Knaben grausam in die Tiefe ziehen oder das Menschenkind aus der Wiege stehlen; man lebt einträchtig zusammen, man fühlt zwar den gegenseitigen Unterschied, aber man ist sich unentbehrlich und geht mit kluger Schonung über ihn hinweg. *Magna est mihi consolatio,*

efse cum filiis hominum, sagt der Elbe, selbstbefriedigt mit seinem neu übernommenen Hausdienste (Cäsarius von Heisterbach V, 36). Sogar „das Geissmaidli“, das in der Höhle am Hasliberge lebt, ist ihrer öden Einsamkeit satt und beginnt Kiltgängerei zu treiben. Aber während sie Nachts zu einem Sennen in's Heuhaus einsteigt, lässt sie ihre Geissfüsse blicken und wird darüber verschmäht. Denn die Plumpheit des missgeschaffenen Geistes widert den Menschen an. Jedoch nicht minder häufig wird des Menschen plumpen Neugier gleichfalls die Quelle des Verdrusses und vertreibt ebenso den heimisch gewordenen Hausgeist wieder. Dieser hat dem Anwesen des Bauern gedient uneigennützig und unverdrossen, bei Tag und Nacht, als Knecht oder als Stalljunge; da streut der ungeduldige Mädchenvorwitz Asche in den Hausgang, um des Fremdlinge Fusspur drinnen zu entdecken; oder die aufdringliche Bäuerin legt ihm bürgerliche Tracht hin, damit er sich auch einmal kleide wie unser eins: und verschwunden ist er auf immer, der Mensch ist mit seiner Arbeit und Armuth wieder allein. Schon seit Jahren ist es, dass die Nixe mit dem Manne Leid und Freud, Tisch und Bette theilt, als ob es niemals anders gewesen wäre; doch irgend einmal steigt ihm gleichfalls die arme Seele auf die Zunge und er befragt die Fremde um Heimat oder Namen. Kaum ist das alberne Wort heraus, so verlässt sie unter Thränen Mann und Kinder, um nie mehr wiederzukehren.

Woraus sich dies erklären? Aus der Entwicklungsgeschichte überhaupt, einem allgemeinen Naturgesetze, dem zu Folge das Unvollkommene und Schwächliche von selbst vergeht und dem Vollkommenen Platz macht. Durch die Culturpflanze wird die wildwachsende Species, durch das gezähmte Thier das wilde, durch die höher entwickelte Menschenrace die niedere von der Erde verdrängt. Es ist nicht etwa bloss das Recht des Stärkern, es ist vielmehr der Kampf um das Dasein. Racenhass und Racenkrieg sind zwar gewöhnliche, aber doch nur vereinzelte Aeusserungsweisen dieses Gesetzes und finden eben in ihm ihre Erklärung und Berechtigung. In diesem Kampfe um das Dasein, der ja heute noch bereit ist, staatlich schon geeinigte Völker wieder entzwei zu reissen, bleiben schliesslich Kraft, Geist und Fortschritt die Sieger. Die Ueberwundenen werden nicht etwa aufgerieben in Metzeleien, denn die allergrösste Grausamkeit hätte nicht Hände genug zu so viel Todtschlägen; sie verschwinden auch nicht durch Massenauswanderung, weil überall das Land fehlt, sie aufzunehmen; sondern sie gehen in sich selbst zu Grunde, sie sterben aus, weil sie

den Bedingungen und dem tausendfältigen Wetteifer der neuen Cultur in keiner Weise gewachsen sind. Auf allen Punkten und unter allen Ureinwohnern der neuen Welt vollzieht sich dieser Vorgang unter unsren Augen. Die Gesamtbevölkerung Neuseelands, die zur Zeit der Entdeckung unter Cook (1777) 100,000 Seelen betrug, ist unter dem Schutze englischer Gesetze bis zum J. 1861 auf 56,000 herabgeschrumpft, wogegen nun 84,000 europäische Ansiedler daselbst wohnen. Man kommt also zu dem statistischen Schlusse, dass jene Eingeborenen im J. 2000 völlig ausgestorben, dagegen die Kolonisten daselbst zu einer halben Million angewachsen sein werden; diese Berechnung entnimmt der Reisende Hochstetter in seinem Werke Neuseeland 1863, pag. 467, den amtlichen Quellen der dortigen Kolonialregierung. Die gleichen statistischen Missverhältnisse über die Indianerstämme Nord- und Südamerikas sind zur Genüge bekannt.

Die Anwendung hievon für unsren vorliegenden Zweck ist leicht, sie ist aber zudem auch eine durch die Tradition beglaubigte. Auf dem Punkte einer primitiven Cultur angelangt, trifft das kleinstädtige passive Urgeschlecht mit der Einwanderung der höher entwickelten kaukasischen Race zusammen, wird ihr eine Weile dienstbar und geht, als Lebensweise, Sprache, Farbe und Tracht den gegenseitigen Abstand unvereinbar zeigt, in ungleichem Kampfe unter. Die deutsche Heldensage und die einzelnen Gausagen ergänzen sich in den Erzählungen dieses Ereignisses gegenseitig. Die Zwergenkönige Schilbung und Nibelung, die ohnedies schon wegen der Theilung des Erbschatzes in Bruderzwist gelebt haben, rufen den nordländischen Siegfried als Vermittler herbei, er erschlägt Beide, raubt den Schatz und unterjocht ihre Dienstmannen. Die Kunde davon verbreitet durch alles Land der Zwerge Wehruf: der König ist todt! Unter allen erdenkbaren Namen und in der Mundart aller Landschaften wird des Königs und seiner Königin Tod angesagt. Dem Zwergenkinde, das beim Bauern zu Fils im Sarganser Lande dient, wird vom Gebirge her zugerufen, der Muggenstutz sei gestorben. Westermanns Monatshefte, April 58, pag. 32. Dieser Name redet von des Zwerges winziger Gestalt, denn Stutz ist Bein, Muckenstutz heisst Mückenfuss. Die auf der Grimsel auswandernden Zwerge klagen in die Rothenfluh hinauf: Lauf, Rebärben, der Vater will sterben! AS. no. 226. Im Gomma-hof ob Muschélis im freiburgischen Greyerzer Lande wird der hier in Diensten stehende Zwerg durch eine Schaar schwarz bemantelter Männchen abberufen, die fackeltragend, als ob sie einer Leiche

folgten, hinziehen und sprechen: Hans Aebi, sag deiner Frau, dieAppele sei todt (mündlich durch Louis Koffel aus Freiburg). Der Tuit und die Runa sind gestorben! König Pingel und die Thorizel ist todt! heist es in Tirol (Zingerle, Sag. no. 42. 48). Der Urhans ist todt! rufen sie in Vorarlberg (Vonbun, no. 3), in der Lau- sitz: die alte Mutter Pump, der Deuto, die Habel, der Hippelpippel ist todt, o grosse Noth! (Wolf, Ztschr. f. Myth. 4, 216.) Die Eisch ist todt (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 291. 292), der Kanzelmann ist gestorben (Baader, Bad. Sag. 20). So reichen diese Namen von Tirol bis zur Ostsee, einmütig wiederholend, wie weit das Königreich des vertriebenen Volkes und seiner Fürsten Herr- schaft sich erstreckt habe. Auf solchen Ruf hin unterbricht dann die in Diensten stehende Elbin plötzlich die Hausarbeit und ver- jässt, „ohne nur die Schürze gewechselt zu haben, den Hofbauern; denn sie muss mit zum Leichenbegägnisse, sie hört die Glocken in Engelland klingen.“

Kann man deutlicher und zugleich empfindungsvoller über das Leid eines hinsterbenden Volkes berichten, als hier die Sage es thut. Von Stund an gehören die Zwerge zu den Todten, nicht bloss werden sie Todesboten und holen den Dietrich von Bern ab, als dieser König sterben soll, sondern sie selbst sind nun wieder die „Unterirdischen“, die Bewohner der Grabhügel, und die Edda nennt einen Zwerg Dain, d. i. Todter. So alt schon ist sprachlich die Geschichte ihres Unterganges. Und dennoch reicht die heutige Volkserinnerung noch in diese Vorvergangenheiten zurück. Einzelne Familien und Gemeinden, aber auch gesammte Landschaften gedenken jetzt noch dieses Volkes als ihrer Urahnen, hier in kirch- lichem Gebete, dorten in Festfreude und Maskenscherz. Hier ist noch ein örtliches Bauerngeschlecht bekannt, das seinen ganzen Grundbesitz als den von diesen Auswanderern empfangenen Nach- lass betrachtet und für sie an dem jährlich vorbestimmten Kirchen- tag betet und opfert. So erzählt der Graubündner Bandlin aus seiner Heimat Folgendes. So lange nun alljährlich der Eigentümer der grasreichen Meiensässe Artachiev diesen Sommeraufenthalt bezieht, muss altem Herkommen gemäss jede Nacht eine Schale Milch und Ziger auf einem weissen Tüchlein vor die Haustüre gestellt werden. Dies ist ein ausbedungenes Opfer an jenes grüne Männchen, durch dessen Beistand einst die Vorältern in Besitz dieser Alpe gekommen sind (Musenalmanach Helvetia 1861, 59). Unser Leser wird erwideren: Heidenaberglaube, man stellt ja auch dem Kobold und Drachen Abends Brei hinaus, damit er Nachts Geld

durch den Kamin regnen lässt! Allein da ist auch eine Almendgenossenschaft jenes gleichen Glaubens, dorten ist eine Bürgergemeinde, sogar eine Thalschaft, der halbe Theil eines Kantons, sie ehren und feiern ihn in weltlicher Lustbarkeit und in kirchlichen Festen. Wir zählen hier nur Fälle aus unsren Gegenden auf und beginnen mit der unbekannten Bauernschaft zu aargauisch Waldhausen. Dieselbe war vor Alters eine aus zehn Höfen bestehende Ganerbschaft gewesen, aus welcher Ritter und Aebte hervorgiengen; nun ist sie nur noch eine Genossfame, die ihren beträchtlichen Besitz an „Gemeindegerechtigkeiten“ (an Wunn und Weid) auf die Zeit zurückführt, „da noch die guten Bergmännlein diesen ihren Bann bewohnten.“ NM. 124. Wenn die Gersauer am Jakobstage das Hochamt abgehalten und den Segen für ihre Sennenbruderschaft empfangen haben, steigen sie bergwärts auf das untere und obere Geschwänd zu den zwei Kapellen bei Rigi-Scheideck empor zu ihrer Alpe Burggeist. Während sie hier tanzen und schwingen, erscheint der unerwartete Burggeist ebenfalls; es kommen zwei gnomenhafte, in Tannenwedel und Moos gehüllte Leutchen, die lustigen Masken des Wildemannli und Wildwibli, um daran zu erinnern, dass ursprünglich Leuten solches Aussehens diese Alpe zugehört hat. Beide Masken sind ebenso die ständigen Charakterfiguren am Jahresfeste der Unterwaldner Sennenbruderschaft. Aeltlich, langbärtig, in Moos gekleidet, das Gesicht mit grauer Baumflechte beklebt, Fichtenreiser um die Hüften, ein entwurzeltes Tannenbäumchen als Alpstock führend, so erscheint zu Stanz, zu Alpnach und an andern Orten Nidwaldens am gleichen Festtage das besagte Wilde Ehepaar an der Spitze der solennen grossen Procession, ein missgeschaffenes Kindlein, das Lumpentiti, sich gegenseitig zuwerfend. Hinter ihnen drein schreitet die gesammte Obrigkeit kerzentragend zur Kirche, wo ein Hochamt abgehalten und für alle Verstorbenen der Bruderschaft besonders gebetet und geopfert wird. Dieses Paar repräsentirt des Landes Ureinwohner, von denen sich die Alpweiden auf die Vorfahren des jetzigen Geschlechtes vererbt haben; sie verdienen daher gleichfalls von Priester und Volk in das heutige Messgebet mit eingeschlossen zu werden. So wird aller der Geringen und Armen, deren die Geschichte niemals Erwähnung thut, doch im Gebete und im Glauben fortgedacht. Daher muss bei aller wissenschaftlichen Forschung auch der Glaube befragt werden, derjenige nämlich, welcher sein allgemeines Wissen über die ersten und letzten Dinge nicht aus

Dogmen, sondern aus sich selbst hat, nämlich aus der Fülle des ahnenden Gemüthes und der unerdichteten Tradition.

## 12. Beschaffenheit der ausgegrabenen menschlichen Skelete und Schädel.

Bericht von Herrn Edm. Schaufelbüel,  
Vorstand des Kantonsspitals in Königsfelden.

Aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit der schweizerischen Pfahlbauten sind bis heute nur wenige Schädel und Skelettheile genau untersucht worden.

In dem meisterhaften Werke der Herren Prof. Rütimeyer und His (Crania helvetica) finden wir folgende Schädel beschrieben und in einen bestimmten Typus eingereiht:

1. Das Schädeldach eines Kindes aus der Pfahlbaute von Meilen (Steinstation).
2. Das Fragment vom Schädeldach eines Erwachsenen aus der Bronzestation von Auvernier.
3. Die vollständige Schädelkapsel eines Kindes aus der nämlichen Station.
4. Zwei Schädel aus den Pfahlbauten des Bielersees, welch' letztere aber bis in die römische Zeit hineinreichen.

Schliesslich hat Herr Dr. E. Desor in seinem neuesten Werke über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees einen Schädel aus der vorrömischen Eisenzeit abgebildet. Diese angeführten Schädel sind sämmtlich in den sogenannten Sion-Typus eingereiht worden; eine dolichocephale Schädelform, welche durch einen aus Sitten in Wallis stammenden Kopf repräsentirt wird, und dessen Charaktere nach Rütimeyer und His folgende sind:

Mächtige Entwicklung des Hinterkopfes nach Länge, Breite und Höhe; starke Entwicklung der Superciliarbogen und tiefe Einsetzung der Nasenwurzel; sanfte Rundung aller Contouren der Schädelkapsel.

Dieselben Schädelformen sind in Gräbern gefunden worden, welche den vorrömischen Einwohnern Helvetiens zugeschrieben werden; es lassen sich dieselben bis in die Neuzeit verfolgen, wenn auch deren Zahl successive seltener geworden ist.

Je gewagter es erscheint, aus einzelnen Schädelformen der Stein-, Bronze- und vorrömischen Eisenzeit einen richtigen Schluss